

Ina-Marie
Cassens



Die Heilerin
von Salerno



Weltbild

Ina-Marie Cassens

Die Heilerin von Salerno

Roman

Weltbild

Die Autorin

Ina-Marie Cassens, Jahrgang 1958, ist das Pseudonym einer bekannten deutschen Autorin von historischen Romanen, die in der Lüneburger Heide arbeitet und lebt. Mit diesem Roman knüpft sie an ihre mediävistischen Studien an, voller Begeisterung über die erste wissenschaftlich arbeitende Medizinerin des Abendlandes und die erste Frau, von der medizinische Texte überliefert sind.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2007 by Ina-Marie Cassens

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Covergestaltung: Studio Höpfner-Thoma, München

Titelmotiv: © akg-images / The Bridgeman Art Library

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-280-3

Inhalt

Prolog >

Erster Teil

Die List der Magistra >

Die Heilige Krankheit >

Der Trost des Erzbischofs >

Die Frau des Vogts >

Zweiter Teil

In Phokas' Boot >

Die Kriegerin >

Klatschmohn und Schlange >

Erneute Prüfung >

Johannes >

Die Drohung des Vogts >

Leprosenschau >

Dritter Teil

Auf dem Weg in die Therme >

Magister Rodulfus aus Bamberg >

Die Warnung der Wolfsfrau >

Costas' Entdeckung >

Eine schwierige Geburt >

Die Brüder Hauteville >

Das Geständnis der Kriegerin >

Lust >

Kopfschmerzen >

Vierter Teil

Das Geschenk des Lehrers >

Der Aufstand >

Die Rettung eines Hautevilles >

Unerfüllte Liebe >

Verurteilungen >

Eheleben >

Ein Eingriff und seine Folgen >

Fünfter Teil

Die Gefangene des Vogts

≥

Mord

≥

Die Flucht

≥

Das Orakel der Wolfsfrau

≥

Das Gemetzel des Robert Guiscardus

≥

Sechster Teil

Auf Halifas Spuren

≥

Bei Ibrahim, dem warraq

≥

In der medina von Tunis

≥

Der Überfall der Banu Hillal

≥

Abu Elnum

≥

Das Wiedersehen

≥

Byzantinische Leidenschaften

≥

In Sidon

≥

Siebter Teil

Auf der falschen Dhau

≥

Glaube, Liebe, Hoffnung

≥

Auf Wanderschaft

≥

Die Mutter aller Städte

≥

Der kühne Schnitt

≥

Ideale

≥

Die Mutprobe

≥

Eliahs Rat

≥

Das Wagnis

≥

Falsche und richtige Fährten

≥

Achter Teil

Chalidas Not

≥

Sterben und Tod

≥

Das Janusgesicht des Theriak

≥

Der Verräter als Retter

≥

Halifas Geheimnis oder die Einlösung der Ideale

≥

Heimkehr

≥

Ein Band knüpft sich neu

≥

Nachwort

≥

Weil die Frau von Natur aus schwächer als der Mann ist und sich häufig mit Geburten abplagen muss, erwachsen ihr oft Krankheiten jener Organe, die dem Werk ihrer Natur geweiht sind. Darüber hinaus wagen Frauen aufgrund der Zerbrechlichkeit ihrer Konstitution und aus Scham und Verlegenheit heraus nicht, ihre Leiden an den Krankheiten – zumal an intimen Stellen – einem männlichen Arzt zu enthüllen. Ihr bemitleidenswertes Unglück und besonders der Einfluss einer Frau, die mein Herz bewegt hat, haben mich dazu angetrieben, ihre Krankheiten in klaren Worten zu erläutern, aus Sorge um ihre Gesundheit.

Trota von Salerno, *Passionibus Mulierum Curandorum*

Prolog

Mit jedem Schritt werden ihr die Beine schwerer. Verwandle mich in einen Greif, gütiger Gott, fleht sie. Lass mich in die Lüfte aufsteigen! Lass mich zur Galeere fliegen und Vater den Byzantinern entreißen!

Aber der Abendwind antwortet nicht, und auch die Wolken bleiben an diesem Junitag des Jahres 1021 stumm. So läuft sie keuchend weiter durch die ausgestorbene Gasse, in der nur ein paar herumstreunende Hunde um die Toten winseln. Plötzlich trägt ein heißer Windstoß metallisches Rasseln zu ihr: Schwerter erscheinen vor ihrem Auge, blitzende Schwerter, die auf Schilde schlagen – rhythmisch, erbarmungslos, endgültig.

Da verwandelt sich ihr Herz in einen Knoten aus Angst.

Lieber Gott, fleht sie inbrünstig, lass mich Vater noch einmal umarmen!

Trota kommt zu spät. Die Galeere hat bereits abgelegt. Von vier byzantinischen Rittern gehalten, steht ihr Vater aufrecht am Bug – um den Hals eine Schlange, auf der rechten Schulter einen Hahn, auf der linken einen Affen: die Symbole für Falschheit, Stolz und Dummheit. Die noch lebenden Tiere sind mit Ketten an seinen Leib gefesselt. Blut rinnt unter ihren Leibern hervor, doch es ist das Blut ihres Vaters, der ihrer verzweifelten Gegenwehr ausgeliefert ist.

»Vater!« Mit letzter Kraft erreicht Trota die Mole und läuft auf ihr entlang in Richtung offenes Meer. Sie hat nur Augen für die Galeere, die bereits die Hafenkette passiert hat. Noch einmal schreit sie, so laut sie kann: »Vater!« Sie winkt mit beiden Armen, stolpert über ein Tau, bleibt stehen, denn die Mole ist zu Ende.

Der Wind dreht, trägt ihr seine heisere Stimme zu. »Trota! Trota!«

Doch da packen ihn zwei byzantinische Soldaten und stülpen ihm einen Sack über den Kopf. Für einen Augenblick hört Trotas Herz auf zu schlagen, die Welt um sie herum steht still – und sie weiß, sie wird dieses Bild nie mehr vergessen.

Da holt der Wind auf, als wolle er dieses Bild wieder fortwehen. Trota fühlt sich, als habe der Hahn in ihr Herz gestochen, die Schlange sie erwürgt und der Affe sie mit keckerndem Lachen verhöhnt. Starr vor Entsetzen schaut sie zu, wie die Galeere kleiner und kleiner wird, bis ihre Konturen über den glitzernden Wellen völlig zu verschwimmen drohen. Schließlich dreht die Galeere bei. Trota sieht, wie etwas Großes, Dunkles über die Reling gehievt wird, schräg aufs Wasser schlägt, einige Atemzüge obenauf treibt und dann endgültig versinkt. Sie hört erstickte Schreie, empörte Flüche, dann scheint es ihr, als ob die Stimmen der Baresen, die hinter ihr stehen, anschwellen – wie das Brausen des Meeres, wenn es sich in eine zu enge Bucht zwängt.

Himmel und Meer verdunkeln sich vor ihren Augen. Sie schwankt, sinkt auf die Knie. Eine nie gekannte Müdigkeit überfällt sie.

Soll er doch kommen, der Tod. Sofort. Sie ist schon sechs Jahre alt.

Langsam fällt sie vornüber.

»Nicht, Trota!« Gisas Stimme. Ihre Freundin. Gisa reißt sie von der Mole zurück und

schreit: »Nein, nicht! Du musst leben! Leben!Verstehst du?«

Ein Vierteljahrhundert später, im Jahre 1046, durfte Trota sich rühmen, eine der gelehrtesten Frauen ihrer Zeit zu sein. Nach Bari, Bamberg und Palermo war sie in Salerno angekommen. Das Schicksal meinte es gut mit ihr – bis zu dem Tag, an dem es ihr und ihrer hohen ärztlichen Kunst eine Grenze setzte.

Erster Teil

Die List der Magistra

Trota Platearius, die einunddreißigjährige magistra medicinae des Salernoer collegium Hippocraticum, kämpfte sich durch ein Sommerunwetter zur Burg des Herzogs Waimar hinauf. Der Weg wand sich in Serpentina durch Macchia und Bergwald, doch mit zunehmender Höhe gewann er auch an Steigung und wurde immer beschwerlicher. Regenschwere Böen fuhren ihr in den Rücken, als wollten sie sie die Küstenflanke des Picentini hinaufschieben, doch das half auf dem glitschigen Pfad auch nichts mehr. Längst war jeder Schritt eine Zumutung geworden. Schon dreimal war Trota ausgeutscht, und ihre Tunika sah aus, als habe jemand sie mit Dreck beworfen. Zudem war sie schwer, wie gerade aus dem Waschtrog gezogen. Längst wärmte sie nicht mehr, sondern drückte kalt auf ihren Baumwollchiton, der ihr wie ein nasser Lappen auf der Haut klebte. Trota rieselte ein Kälteschauer nach dem anderen über den Rücken, und als ob das nicht ausreichte, scheuerten ihr die Bastsandalen auch noch die Fersen wund. Wenn ich beim Herzog fertig bin, dachte sie ärgerlich, bin ich selbst Patientin. Das habe ich nun von meinem hippokratischen Eid!

Tapfer stemmte sie sich gegen die Böen, schritt, so fest es ging, voran und verbiss sich die Schmerzen. Keinesfalls durfte sie stehen bleiben, um zu verschnaufen. Es galt, keine Zeit zu verlieren, denn der Laufbursche des Herzogs hatte ihr den Befehl überbracht, dass man sie dringend zu sehen wünsche. Warum, das hatte er ihr nicht gesagt. Sie hatte gerade noch Zeit gehabt, den frischen Wundverband einer Patientin zuzuknoten und sich die Medizintasche umzuhängen. Nun drehte er sich, der mit großen Schritten voraneilte, nach ihr um.

»Schneller! Wir müssen schneller sein, verehrte Magistra! Bitte! Sonst setzt es für mich Ohrfeigen!«

»Die schaden dir nichts, Lucio.« Trota keuchte erschöpft und wischte sich das Wasser aus dem Gesicht. Im Gehen wrang sie ihr Haar aus, in der nächsten Kehre aber waren ihre Kräfte verbraucht. Sie musste sich einen Moment ausruhen, rang nach Luft. Ihr Hals schmerzte, ihre Augen brannten, und trotz des Regens hatte sie einen trockenen Mund. Lucio eilte zu ihr zurück und reichte ihr die Hand. Im gleichen Augenblick zerriss ein gewaltiger Blitz die Wolken. Unmittelbar darauf ging ein Donnerschlag nieder, der die Erde erbeben ließ. Selbst Trota zuckte zusammen, Lucio aber sank auf die Knie und begann zu beten. »Dummkopf!«, fuhr sie ihn an. »So ist nun mal die Natur. Sind die Blitze grell, kracht es umso lauter. Lass die Beterei. Sie kostet nur Zeit.«

Sie zupfte Lucio am Ärmel, just als dieser sich bekreuzigen wollte.

»Habt Ihr denn gar keine Gottesfurcht?«, fragte er anklagend. »Nicht weniger als du, Lucio. Aber ich bin der Auffassung, dass wir Missbrauch mit seinem Namen betreiben, wenn wir ihn nur wegen eines Gewitters anrufen.«

»Dann habe ich eine Sünde begangen?«, entsetzte er sich.

»Nein, Gott hat Besseres zu tun, als jetzt dein Sündenbuch aufzuschlagen, um hineinzuschreiben: Lucio aus Salerno, der Laufbursche Herzog Waimars, rief nach mir

wegen eines einfachen Sommergewitters.« Sie rang sich ein Lächeln ab. Es war immer das Gleiche: Sie, die wissensdurstige Medizinerin, glaubte dem, was sie beobachten und prüfen konnte. Die meisten Menschen aber verdunkeln sich ihren Rest Verstand mit Irrglauben. Ob Lucio ihr vertraute? Im Moment schien er jedenfalls eine Spur zuversichtlicher. Er wäre ja auch schön dumm, wenn er, der ein Mann sein wollte, mehr Angst vor einem Gewitter haben sollte als sie, die doch nur eine Frau war. Trota seufzte. Gott, die Medizin und sie, die Heilerin. Es war ihr Schicksal, den Menschen zu dienen. Hatten ihr das nicht Mutter und Aischa, die Hauptfrau des Emirs von Palermo, immer zu verstehen gegeben?

Trota beschloss, nicht mehr zu denken, denn es strengte sie an. Beherzt setzte sie ihren Aufstieg fort.

Nach einer Weile war das Meer hinter einer bleigrauen Wolkenwand verborgen, der Golf von Salerno nur noch zu erahnen. Zur Erleichterung Lucios wurde das Donnern über ihnen schwächer. Auch die Blitze verloren an Kraft. Irgendwo vor ihnen lag die letzte Kehre, dann würden sie den äußersten Kastellring erreicht haben. Die Zeit verstrich langsam. Das himmlische Rumpeln war leise geworden, doch noch hielten die orkanartigen Windböen an, raubten ihnen den Atem. Als sie die Kehre erreicht hatten, peitschte ihnen der Regen direkt ins Gesicht. Trota versuchte, ihre Augen mit der Hand zu schützen, doch es half wenig. Wasser triff nun aus ihrer Tunika, leckte aus ihrem Haar in den Nacken und rann in Rinnsalen über ihren Rücken. Zudem schienen sich ihre Sandalen endgültig im Regen aufzulösen.

Herrliches Wetter hat Waimar sich da ausgesucht, dachte Trota grimmig. Und das wahrscheinlich für nichts. Bestimmt hat er nur opulent getafelt. Kurzatmig geworden, glaubt er jetzt, sein letztes Stündlein habe geschlagen.

Sie blieb noch einmal stehen, um durchzuatmen. Lucio dagegen war vorausgelaufen und schien die Kastellmauer sehen zu können. Er drehte sich zu ihr um und streckte flehend die Hände nach ihr aus.

»Magistra! Bitte!«

Was für ein furchtsamer Bursche, dachte Trota belustigt. Er hat wirklich Angst vor den Ohrfeigen.

»Ja doch«, entgegnete sie und überlegte, ob sie sich die tropfnasse Tunika vom Körper zerren und den Rest der Strecke in Unterkleidung laufen sollte. Doch auch die war ja nass. Mit Halifa nackt im lauwarmen Sommerregen zu laufen, ja, das wäre etwas anderes gewesen. Mit ihm barfuß über eine dampfende Wiese zu schreiten, sich an seinen kräftigen Körper zu pressen und ihn, umgeben vom Duft der feuchten Kräuter, zu küssen, zu lieben ... Halifa, wo bist du?

»Gelobt sei Jesus Christus. Wir haben es geschafft!« Lucios Stimme verscheuchte den Reigen ihrer sinnlichen Bilder.

Sie schreckte zusammen. »Ja, wir wollen ihn preisen, Amen«, antwortete sie leise und schickte ein kurzes Stoßgebet zum Himmel.

Niesend schritt sie durchs Gewölbe des Kastelltores. Ihre Lippen waren blau vor Kälte und

ihre Füße kalt wie Eis. Lucio eilte voraus und stürmte die breite Freitreppe hinauf, die zum palas, dem Wohntrakt des Kastells, führte. Hell knallten die Schläge des Türklopfers über den Hof, ein Hund schlug an. Das Gewitter war vorüber, die Wolkendecke riss auf, Lichtstrahlen fluteten über den Golf von Salerno. In den Zisternen gluckerte und gurgelte das Wasser, strömte silbrig über den gepflasterten Hof.

Die Tür ging auf. Erst sah Trota einen Arm, dann den Kopf des Vogts.

»Seid willkommen! Ihr werdet erwartet.«

»Das weiß ich«, sagte Trota matt und stapfte schwerfällig die Treppe hoch. Selten war sie so erschöpft gewesen. Das erste Mal kam ihr der Gedanke, mit ihren einunddreißig Jahren vielleicht schon zu alt zu sein, aber dann gewährte sie die begehrliehen Blicke des Vogts, dessen Frau sich jüngst bei ihr beschwert hatte, ihr Mann habe einen Trieb wie ein Ziegenbock. Ich brauche dringend trockene Kleider, sonst hole ich mir den Tod, dachte sie angespannt. Außerdem kann ich in diesem Zustand unmöglich vor den Herzog treten. Ich werde ihn um heißen Tee bitten. Lindenblüten oder Holunder.

Im Vorraum rußten zwei Pechpfannen. Im großen Saal mit dem langen, blankgescheuerten Tisch, den Wandteppichen und dem riesigen, schmalen Waffenschrank brannten vier Öllaternen, die von der Decke herunterhingen. Im Kamin züngelte ein schwaches Feuer, dicke Scheite Oliven- und Eichenholz lagen hoch aufgestapelt daneben. Es war angenehm warm, doch die Gerüche von angebrannten Schwarzwurzeln, gebratenen Sardinen, Knoblauch und Stroh passten nur wenig in einen fürstlichen Rittersaal. Trota musste wieder niesen und rieb den Regen aus den Augen. Ihre Tunika tropfte bei jedem Schritt und tränkte die Strohmatten, mit denen der Boden ausgelegt war. »Leute, ich glaube, draußen regnet's!«, rief Wilhelm Barbotus mit gespielterm Erstaunen. Der stämmige Ritter hatte ein zernarbttes Gesicht und stechende Augen. Auf Trota wirkte er so verschlagen wie gewaltbereit.

»Bist du dir sicher?«, fragte sein Gegenüber gekünstelt und zog erstaunt die Augenbrauen hoch. »Woran geruhst du, dies zu erkennen?«

»Weil ich ... gelernt habe, feucht und nass zu unterscheiden.« Die Männer brachen in dröhnendes Gelächter aus, doch auf derartige Reaktionen war Trota gefasst. Ohne die Miene zu verziehen, trat sie an den Tisch, griff nach Barbotus' Becher und trank ihn in einem Zug aus. Wohlwollendes Raunen erklang, und Barbotus erbot sich, ihr nachzuschicken.

»Danke, nein.« Trota schüttelte den Kopf. »Vielleicht später. Aber ich werde mir Eure Freundlichkeit merken. Solltet Ihr den nächsten Kampf überleben, werde ich Euch die Wunden nicht mehr mit dem Brenneisen verschließen, sondern vernähen.«

»Habt ihr das gehört? Trota Platearius, die schönste Samariterin der Welt, macht mir einen Antrag!«

Auch der Vogt lachte. Trota aber jagte ein Kälteschauer nach dem anderen über den Rücken. Sie musste sich zusammenreißen, um nicht mit den Zähnen zu klappern. Am liebsten hätte sie sich auf der Stelle die Kleider vom Körper gezerrt, was den Rittern natürlich sehr gefallen hätte.

»Vogt, wo kann ich mich umziehen?«

Ihre Frage blieb unbeantwortet, denn nun erschien Herzog Waimar auf der Galerie. Der vierzigjährige stattliche Mann mit dem gepflegten Bart war in einen weiten purpurfarbenen Mantel gekleidet, der mit einer goldenen Spange an der Schulter zusammengehalten wurde. Um den Hals trug er eine Kette, deren kräftige Glieder aus Gold und schwarzem Leder gefertigt waren. Der massive runde Anhänger zeigte ein Relief, auf dem Trota das Porträt Kaiser Konrads II. erkannte. Dieser hatte Waimar im Jahre 1038 als Sohn adoptiert, um damit seinen Einfluss in Süditalien zu stärken. Waimar, der Langobardenfürst von Salerno, Capua, Amalfi und Sorrent, durfte sich damit Herzog von Apulien und Kalabrien nennen, doch leider vertrat Heinrich III., Kaiser Konrads Sohn, der seit Juni 1039 regierte, eine andere Italienpolitik als sein Vater. Es gelang ihm, ehemalige Verbündete Waimars gegen diesen aufzuwiegeln, doch Waimar war klug genug gewesen, sich mit den Nordmännern zu verbünden: kampferprobte Ritter aus Westfrankreich, die sich gegen die Byzantiner genauso siegreich geschlagen hatten wie gegen die Sarazenen und jetzt die zweite Kraft im Land hinter Langobarden und Byzantinern waren. Der Fürst, das sah Trota auf den ersten Blick, war alles andere als krank. Er hatte eine Laute in der Hand, schwenkte sie nachlässig hin und her und machte ein so zufriedenes Gesicht, als habe er seiner Angebeteten gerade ein Versprechen entlockt. Waimar gönnte Trota einen kurzen Blick, grinste und wandte sich nach seinem Begleiter um, der ebenfalls die Galerie betrat.

Trota schoss das Blut zu Kopf. Als zerzauste Vogelscheuche vor dem Herzog das Knie zu beugen war schon demütigend genug, noch demütigender aber war, dass Costas sie in diesem Aufzug sah. Ausgerechnet Costas! Alchimist, Diagnostiker, vor allem aber Leibarzt der herzoglichen Familie und einiger Ritter. Er war ihr schärfster Widersacher – einzig deshalb, weil er Frauen für minderwertig erachtete. Wenn das Weib, pflegte er zu argumentieren, schon zu dumm war, in der Schlange den Teufel zu entdecken, dann ist es von Natur aus auch zu dumm, sich selbständig in den Gefilden der Wissenschaft zu tummeln. Das Heimtückische an Costas war, dass er Leistungen des Weibes, wie er betonte, nicht bestritt oder leugnete. Im Gegenteil, er traute dem unreinen Weib alles Mögliche zu. Und warum? Weil es die natürliche Verbündete der Schlange ist und von dieser in der ihr allein verständlichen Sprache Einflüsterungen erhält – Einflüsterungen freilich, die, da sie gottlos sind, allen Geschöpfen nur schaden.

Herzog Waimar zeigte Trota sein Wohlwollen, indem er noch im Gehen seinen Arm ausstreckte. Trota beeilte sich, ihm die Ehre zu erweisen. Sie küsste des Herzogs Siegelring und senkte die feuchte Stirn auf seinen Handrücken.

Waimar zuckte bei der Kälte der Berührung zusammen.

»Nun, du bist gekommen, das ist gut.«

»Aber wie sieht sie aus!«, warf Costas ein. »Statt sich um ihr Äußeres zu kümmern, zieht sie es vor, Euren Rittern zum Spott zu dienen und Euch damit zu beleidigen.«

»Ich kam gerade zur Tür herein, Costas!«, entgegnete Trota scharf. »Glaubt Ihr, Ihr würdet bei solch einem Wetter anders aussehen?«

»Vorbeugen, Trota Platearius. Ist das nicht eine Eurer Lieblingsweisheiten?«

»Durchaus, Costas. Allerdings kann ich mich nicht erinnern ...«

»... beruhige dich. Costas sorgt sich allein um deine Gesundheit. Du zitterst, siehst bleich aus, und deine Lippen sind blau.«

»Darum bitte ich Euch jetzt auch um eine Decke, Herzog«, sagte Trota freimütig. »Selbst wenn mein Besuch, wie mir scheint, überflüssig geworden ist.«

»Nein, das ist er nicht«, entgegnete der Herzog bestimmt.

»Ihr wollt Eure Tochter also tatsächlich wieder allein von Trota ...«

»Wenn Eifersucht wie Feuer wäre, bräuchte niemand mehr zu frieren. Halt also deinen Mund, Costas. Gaitel will es so. Glaubst du, ich gebe sie krank einem Hauteville? Was wäre das für Politik?« Trota entspannte sich. Costas konnte sich zwar rühmen, ein Freund des Herzogs zu sein. Doch des Herzogs Töchter verwiesen ihn grundsätzlich ihrer Kemenate. Nicht etwa, weil er ein schlechter Arzt war, hatte Costas mit Gaitelgrima und Sikelgaita seine liebe Not – nein, die schönen blonden Herzogstöchter hatten sich schlichtweg in den Kopf gesetzt, sich niemals von einem Mann untersuchen zu lassen.

»Geh nur gleich zu ihnen.« Waimar wandte sich freundlich an Trota. »Gaitel ist wegen irgendetwas hysterisch. Kannst du sie kurieren, bleibe ich dir gewogen.«

»Und wenn ich es nicht vermag?«, wagte Trota einzuwenden. Ihre Schultern waren steif, ihr Nacken verkrampft. Scharf schnitt ihr der Riemen ihrer Medizintasche in die wund gewordene Haut.

»Werde ich ein Spottlied auf dich singen.« Herzog Waimar setzte die Laute an und zupfte ein paar Töne. Seine Ritter applaudierten. Trota indes beugte das Knie und huschte schnell an Costas vorbei auf die Galerie.

Die Kemenaten von Gaitelgrima und Sikelgaita befanden sich im zweiten Stock. Man konnte sie nur erreichen, indem man des Herzogs Arbeitszimmer, einen Raum mit Wandteppichen, Musikinstrumenten, Pergamentbildern und Büchern, durchquerte. Waimar selbst nannte diesen Raum sein Musenzimmer, wo er sich beratschlagte, Laute spielte und las, aber auch Folterungen anordnete und Todesurteile aussprach.

Als Trota auf der steilen, aber breiten Ecktreppe nach oben stapfte, hörte sie, wie die Schwestern sich gegenseitig beschimpften.

Sie können nicht wirklich krank sein, so wie sie sich anhören, dachte sie verärgert. All meine Plackerei war umsonst. Man sollte ihnen den Hintern versohlen.

»Trota, endlich!«, begrüßte sie Gaitelgrima, die Ältere der beiden Schwestern. »Aber wie siehst du aus? Wurdest du überfallen? Das täte mir leid.«

»Falsche Schlange!«, rief Sikelgaita. »Draußen tobt ein Unwetter, und der Pfad ist eine Rutschpartie!«

»Wie treffend Ihr dies erkannt habt, Prinzessin«, bemerkte Trota ironisch. »Wenn Ihr also wollt, dass ich morgen mit Fieber aufwache und übermorgen im Delirium hinscheide, gebt mir keine trockenen Kleider und auch keinen heißen Holunderblütentee.«

Die Schwestern lachten über ihre Worte und riefen sofort nach der Zofe. Als diese kam, halfen sie mit, Trota in Gaitelgrimas Kemenate von ihren Kleidern zu befreien, und

frottierten ihr sogar den Leib. Erleichtert und mit geschlossenen Augen ließ Trota alles mit sich geschehen. Sie stand in der Mitte des Raumes und genoss die Geschäftigkeit der Herzogstöchter. Sie kannte sie, seit sie in Salerno heilte, und mochte sie gerne. Einem anderen auf seine Würde bedachten Mediziner wäre die vertrauliche Anrede unangemessen erschienen, selbst wenn er nicht von adligem Geblüt war. Ihr aber war es gleich, denn sie genoss das Vertrauen ihrer Patientinnen.

»Wer ist denn nun wirklich krank?«, fragte sie schließlich, als die Zofe eine Wolle um sie schlang und begann, ihr das Haar zu bürsten.

»Niemand!«, rief Sikelgaita fröhlich. »Trotzdem hat Gaitel ein Problem, aber weder Vater noch mir will sie es verraten. Doch warte noch, erst bist du unser Patient, Trota. Wir werden jetzt Medizin spielen und deinen Körper durchkneten.«

Sie nötigten Trota, sich bäuchlings aufs Bett zu legen. Dann träufelten sie ihr Olivenöl auf die Haut und walkten sie mal kräftig, mal sanft durch.

»Welch schöner Rücken«, raunte Gaitelgrima. »Werden da die Magister in deinem Collegium nicht schwach? Deine Haut, deine Hüften, deine Schenkel ... Trota, du bist ja schöner als wir.«

Die Mädchen kicherten vor Vergnügen. Besonders die fünfzehnjährige Sikelgaita, die äußerlich so reif wirkte wie ihre zwanzigjährige Schwester. Sie war ein Wunder an fraulicher Schönheit und bereits die am meisten umworbene Fürstentochter Italiens. Gleichzeitig war sie ein Kraftpaket männlicher Tugenden: Mit dem Schwert stand sie den stärksten Knappen in nichts nach, und zu Pferde war sie so schnell wie jeder Ritter. Sie vermochte im Galopp Pfeile abzuschießen, die bis hundertfünfzig Ellen Entfernung stets ins Ziel fanden, dazu beherrschte sie sämtliche Schlacht- und Schmährufe.

Gaitelgrima war kaum weniger schön, interessierte sich aber für nichtmilitärische Tugenden. Sie lernte lieber Sprachen, beherrschte das Lateinische bald so gut wie ein Gelehrter und war vom Ehrgeiz getrieben, jetzt auch noch Griechisch zu lernen, weil sie sich in den Kopf gesetzt hatte, einmal nach Byzanz zu reisen.

Endlich wurde der Tee gebracht.

Trota setzte sich auf und schlürfte ihn mit kleinen Schlucken. Ihr wurde auch innerlich warm und langsam kehrten ihre Lebensgeister zurück. Selbst das Reißen im Rücken verschwand. Nach einer Weile bat Gaitelgrima ihre Schwester, sie mit Trota allein zu lassen. Sikelgaita fiel nichts Besseres ein, als ihrer Schwester die Zunge rauszustrecken, aber sie gehorchte. Nachdem sie gegangen war, schlich Gaitelgrima zur Tür und lauschte. Um ganz sicher zu sein, spähte sie noch durchs Schlüsselloch.

»Ist es so schlimm?«, fragte Trota sanft.

»Ja«, antwortete Gaitelgrima ernst. »Ohne deine Hilfe bin ich verloren. Doch nicht nur das. All die Politik meines Vaters wäre umsonst. Am Ende stünde das gesamte Fürstentum vor dem Untergang.«

»Mit Verlaub, Ihr übertreibt ...«

»Nein, es mag dir lächerlich erscheinen, doch für mich ist es sehr wichtig. Du musst mir helfen, Trota.«

»Es betrifft etwas ... sehr Frauliches, ja?«, fragte Trota vorsichtig und begann, erste Vermutungen anzustellen: Wahrscheinlich wollte Herzog Waimar Gaitelgrima mit einem Hauteville verheiraten, sie also einem der kampfstarken und schlaunen Normannen-Brüder zur Frau geben. Wer aber kam in Frage? Wilhelm, genannt der Eisenarm und erste Graf von Apulien, Herrscher über Melfi, Troja und Lucera, war gerade gestorben. Humfred von Hauteville? Nein, er war zwar noch frei, aber bislang ohne großen Besitz und von seinem verheirateten Bruder Drogo abhängig.

Wer dann?

»Etwas Frauliches, ja«, wiederholte Gaitelgrima mit gedämpfter Stimme und spähte noch einmal durchs Schlüsselloch.

Trota glaubte zu verstehen. Einmal davon abgesehen, welchen Hauteville Gaitelgrima heiraten sollte, eine Prinzessin hatte Jungfrau zu sein. War sie das nicht, war sie nutzlos für die Politik ihres Vaters.

»Ihr solltet Euch mir jetzt anvertrauen«, sagte sie sanft. Gaitelgrima nickte. Sie ging zu ihren Kleidertruhen und entnahm ihnen Unterhemd, Chiton und eine strahlend weiße Ärmeltunika.

»Dies soll dich für dein Kommen entschädigen, wenn du mir hilfst, Trota Platearius.«

»Ihr fürchtet die Hochzeitsnacht, nicht wahr?«

»Ja, aber es ist nicht so, wie du denkst.«

»Sondern?«

»Mein Hymen ist ... nicht richtig. Nur das. Nichts anderes ist geschehen. Das schwöre ich bei Gott.«

Trota bemühte sich, ein Lächeln zu unterdrücken. Dass Gaitelgrima dieses Problem nicht Costas beichten konnte, war mehr als selbstverständlich. Er, der Mann, hätte aus mangelndem Wissen heraus nur das Falsche denken können und im Glauben, noch Schlimmeres verhindern zu müssen, den Herzog informiert – mit drastischen Folgen: Blut wäre geflossen. Gaitelgrima hätte in Todesangst irgendeinen Ritter beschuldigt, und was der Herzog mit diesem angestellt hätte, wagte Trota sich lieber nicht auszudenken.

»Wer ist denn der Bräutigam?«

»Drogo von Hauteville. Vater hat ihn als Nachfolger von Wilhelm Eisenarm investiert, und damit ist Drogo jetzt der zweite Graf von Apulien samt Besitzungen in Bovino und Venosa. Alle Nordmänner sehen in ihm ihren neuen Führer. Dass Altruda, seine Frau, vor wenigen Tagen starb, ist für Vater ein Wink des Himmels. Nun, Drogo ist zwar ein Mann des Schwerts, aber er verspricht mir, mich in Ehren zu halten. Und was viele nicht ahnen: Er ist ein wirklich gottesfürchtiger Ritter.«

»Ihr meint, weil er in Venosa ein Kloster gegründet hat?«

»Ja, also hilf mir, dass ich ihm und mir in der Hochzeitsnacht keine Schande mache.«

»Ihr glaubt, dass es so weit käme?«

Gaitelgrima antwortete nicht, setzte sich stattdessen auf ihr Lager und sah Trota auffordernd an. »Untersuch mich.«

Trota begegnete ihrem Blick und erwiderte ruhig: »Nein, Gaitelgrima. Ihr werdet Euch

selbst prüfen. Ich sage nur, was Ihr tun müsst.« Mit einer raschen Bewegung warf sie sich das Unterkleid über und entnahm ihrer Arzttasche ein Fläschchen Öl und vier doppelfingerlange und teilweise ausgehöhlte Holzstäbchen. Sie waren unterschiedlich dick und zeigten Ähnlichkeit mit einem männlichen Glied. Trota beträufelte das dünnste Stäbchen mit Olivenöl und bat dann Gaitelgrima, sich mit gerafften Kleidern auf den äußersten Rand der Bettkante zu setzen. Sie forderte sie auf, sich das Stäbchen auf den Mittelfinger zu stecken und es langsam bei sich einzuführen.

»Und wenn ich damit alles noch schlimmer mache?«

»Werdet Ihr nicht.«

Gaitelgrima hielt den Atem an. Das Stäbchen fand seinen Weg.

»Habt Ihr etwas gefühlt?«

»Nein.«

»Dann nehmen wir das nächstdickere.«

Auch mit diesem, das fingerdünn war, hatte Gaitelgrima keine Schwierigkeiten. Trota lächelte. Sie war sich sicher, dass Gaitelgrima bei der nächsten Größe etwas spüren würde. Dann bedurfte es nur ein paar beruhigender Worte, und Gaitelgrimas Problem wäre gelöst. Denn eines hatte Trota als Hebamme und Gynäkologin gelernt: So wie es etliche wirkliche Jungfrauen mit gerissenem Hymen gab, gab es auch hymenbewehrte Frauen, die seit Jahren dem ältesten Gewerbe der Welt nachgingen. Ein Hymen nämlich war zu einem hohen Grad dehnbar, und in manchen Fällen überstand es sogar heißblütigste Attacken, ohne Schaden zu nehmen.

»Immer noch nichts?«

»Ich weiß nicht. Fast bilde ich mir ein, auf ein wenig Widerstand gestoßen zu sein.«

»Dann versucht es bitte mit der letzten Größe. Dabei müsst Ihr natürlich ganz vorsichtig sein.«

Schicksalsergeben seufzte Gaitelgrima auf und stellte sich der letzten Herausforderung. Sie machte zwei Anläufe, beim dritten zögerte sie.

»Es geht nicht ... voran, oder?«, fragte Trota.

»Ja«, sagte Gaitelgrima überrascht und war so von dieser Entdeckung fasziniert, dass alle Röte aus ihrem Gesicht schwand.

»Ich bin mir sicher, Ihr werdet Euch jetzt selbst die Antwort geben können.«

Gaitelgrima nickte. Sie hatte zweierlei verstanden: Sie hatte nichts anderes als ein allzu dehnbare Hymen. Und was ein Mann zu bieten hatte, war von stärkerem Umfang als jenes letzte Holzstäbchen. Trotzdem zögerte sie und sah Trota zweifelnd an. Diese überlegte, ob sie Gaitelgrima noch etwas anbieten sollte, das keinen Zweifel an ihrer Unversehrtheit lassen würde: eine Verklebung. Einem Mann wie Drogo von Hauteville würde es gewiss schmeicheln, ein derartiges Prinzessinnen-Castell bestürmen und besiegen zu dürfen. Wenn Gaitelgrima noch ein wenig schauspielerte, würde der Herr Gemahl hinterher sehr zufrieden mit sich sein können.

Trota hatte sich entschieden. Während sie die Stäbchen wieder einwickelte – zu Hause würde sie sie abkochen –, vertraute sie Gaitelgrima eines ihrer Geheimnisse an. »Unser

aller Herrgott hat gewollt, mich eine Harz-Leinöl-Mischung finden zu lassen, mit der ich kleinere Schnittwunden verkleben kann. Sie wird im Wasserbad flüssig, aber bei Körperwärme fest. Mit einem passenden Stäbchen werdet Ihr Euch mit dem flüssigen Harz gewissermaßen bestempeln. Viermal genügt. Euer Bräutigam wird Euch hinterher anbeten.«

Gaitelgrima guckte erst ungläubig, doch da Trota so überzeugend gesprochen hatte, beschloss sie, ihr auch diese ärztliche Wunderkunst abzunehmen. Glücklicherweise sprang sie vom Bett auf und umarmte Trota. Sie war so erleichtert, dass sie die Tür aufriss, die Treppe hinunterlief und noch auf der Galerie rief, Trota sei wahrhaftig eine Heilige und habe sie gesund gemacht. Hastig kleidete sich Trota an, hängte sich ihre Arzttasche um und verließ Gaitelgrimas Kemenate.

Auf der Galerie holte sie Sikelgaita ein. »Was hatte Gaitel denn nun?«

»Nur eine falsche Vorstellung. Mehr nicht.«

»Ach, in diese Richtung ging alles! Wenn ich an der Reihe bin, Trota, hilfst du mir dann auch?«

»Jederzeit. Schickt nur nach mir. Ich werde kommen – bei jedem Wetter«, antwortete Trota lächelnd. Sikelgaita lief ihrer Schwester nach.

Herzog Waimar beendete sein Lautenspiel und küsste beide Töchter auf die Stirn. Costas, der mit den anderen Rittern am Tisch saß und Wein trank, warf Trota gallige Blicke zu. Er trat vor den Herzog, verbeugte sich und sagte, es sei wichtig, jetzt rasch einen Priester zu rufen.

»Und warum?«, fragte Gaitelgrima gereizt.

»Mit Verlaub, Ihr wirkt so gelöst, wie es nur ein Weib sein kann, das mit falscher Magie behandelt wurde.«

»Höre ich da mal wieder eine Eurer üblichen Frechheiten, Costas?«, fragte Trota beiläufig, während sie sich einen Becher Wein einschenken ließ.

»Es ist meine Pflicht, die herzogliche Familie darüber aufzuklären, in welchem Ruf Ihr steht, Trota Platearius! Ich bin hier der Leibarzt und kann und werde nicht zulassen, dass Ihr Unheil anrichtet.«

»Und ich, Costas, empfehle unserem gnädigsten Herzog, Euch ein wenig die Zunge zu stutzen. Sie geifert zu viel.«

»Es reicht.« Herzog Waimars Stimme klang scharf. »Wir schätzen eure Dienste, Ärzte«, fuhr er kalt fort, schenkte seinen Rittern je einen Becher Wein ein und reichte sie ihnen, »nicht aber eure Streitigkeiten. Geht und schlagt euch im Hof.«

Trota schoss das Blut ins Gesicht, sie beugte das Knie und eilte davon. Costas rang nach Luft, aber im nächsten Moment hörte sie ihn auch schon hinter sich: »Das werdet Ihr mir büßen«, zischte er in das Gelächter und Gepolter der Ritter.

»Danke für die Warnung, Costas. Aber beruhigt Euch lieber. Aufregung ist nämlich schlecht für Eure alchimistischen Experimente. Ihr könntet Euch die Finger dabei verbrennen!«